

ZEIT DER *Hanna Jansen* KRABBEN



PETER HAMMER VERLAG

Hanna Jansen

ZEIT DER KRABBEN

ROMAN

Leseprobe

Peter Hammer Verlag

Es war Neumond. Alle Lichter auf der Insel waren längst erloschen und auch am Himmel herrschte tiefe Finsternis.

Weit draußen vor der Küste näherte sich ein Schnellboot beinahe lautlos einem großen Trawler. Die Motoren schwiegen. An Bord befanden sich drei Männer, die schwarze Tauchanzüge trugen. Ihre Körper wurden von der Nacht geschluckt.

Gegen Abend hatten einzelne Schauer eingesetzt, jetzt fiel der Regen unaufhörlich, errichtete eine dichte, dunkle Wasserwand. Der Wind wehte schwach und günstig, so dass das Boot nicht in Gefahr geriet, in eine Strömung abzutreiben.

Einer der Männer hockte in starrer Haltung auf der Rückbank, hielt das Steuerruder und lenkte langsam auf den Trawler zu. Er war zum ersten Mal dabei. Ein anderer stand, die Arme hoch erhoben, am Bug und schwenkten zum Zeichen für die Übergabe eine Lampe auf und ab.

Nur ein paar Sekunden ließ die Antwort auf sich warten. Ein kurzes Lichtsignal an Deck des Trawlers, und schon wurde die erwartete Ware an langen Seilen über Bord gelassen. Verpackungsfolie blinkte auf. Zehn Pakete waren es. Der Neue nahm sie Stück für Stück entgegen und verstaute sie in einem Hohlraum, der im Fiberglas der Bootswand dafür hergerichtet war. Währenddessen fiel kein Wort. Am Ende wieder nur ein kurzes Schwenken der Laternen, dann dröhnten die Motoren auf. Das Schnellboot drehte ab, und hielt in Gegenrichtung auf die Insel zu.

Jetzt blieben den drei Männern nur noch wenige Stunden, um am Manzanillo unbemerkt Benzinkanister einzuladen und danach ein zweites Mal den weiten Weg zurück aufs Meer hinter sich zu bringen, wo der nächste Trawler, unterwegs nach Mexiko, auf den begehrten Stoff schon wartete. Und der Lohn auf seine Überbringer.

Auch die Krabbenweibchen machten sich auf den Weg ...

An diesem Morgen trieb mich kurz vor Anbruch des Tages ein hartes, andauerndes Scharren aus dem Schlaf. Nicht der beunruhigende immer gleiche Traum, der mich seit meiner Rückkehr jede Nacht bedrängte. Sich wiederholende Bilder waren es, das wusste ich genau, auch wenn ich mich später an keins mehr erinnern konnte. Ich riss die Augen auf und atmete blind in die Finsternis des winzigen Zimmers, das ich mit Alice teilte. Ein Gestank von Fäulnis, Fisch und Moder drang durch die verriegelten Türen und Fenster, überlagerte sogar den beißenden Geruch des Insektengifts, das wir abends überall im Haus versprühten. Hinter meiner Stirn rumorte es. Ich grübelte über den Traum nach, der mich verfolgte, aber sein Gesicht nicht zeigen wollte. Er musste eine Bedeutung haben, das fühlte ich. Irgendeine Bedeutung ...

Das Scharren war mir sofort wieder vertraut, auch der Gestank, und verwundert stellte ich fest, dass ich mich plötzlich zu Hause fühlte, zum ersten Mal nach der langen Zeit im Internat. Die Krabbenweibchen waren im Anmarsch. Wie jedes Jahr um diese Zeit krochen sie aus ihren Hochzeitshöhlen in den Bergen, um zum Meer zu wandern, wo sie ihre Eier den Wellen überließen. In ganzen Heerscharen rückten sie an und die ersten von ihnen überkletterten bereits unser Haus, eines der vielen lästigen Hindernisse auf vorgeschriebener Bahn.

Ich rollte mich auf den Bauch, presste die feuchte Stirn auf das Laken und versuchte wieder einzuschlafen. Obwohl ich mir ausrechnen konnte, dass kaum noch Zeit dafür blieb. Auch Mum hatte das Scharren bestimmt gehört und würde mich gleich aus dem Bett jagen.

Das Kratzen und Scherenklappern wurde aufdringlicher, gleichzeitig setzte wie auf Knopfdruck das morgendliche Tiergezeter auf Dads nahe gelegenen Baseballplatz ein. Die Kühe, Schweine und Pferde brüllten im Chor. Langsam richtete ich mich auf. Das Morgenlicht stand blass vorm Fenster, hellte sich

in Windeseile auf. So ist das bei uns. Beinah schlagartig kommt der Tag. Und auch die Nacht. Licht an, Licht aus. Ganz anders als hier bei euch, wo die Übergänge fließend sind.

Hinter der geriffelten Scheibe entdeckte ich faustgroße Schatten, die sich nach oben hangelten, abrutschten und wieder emporstiegen. Draußen vor der Tür schlug Lissy an und Inka, das Hundebaby, winselte. Vor wenigen Tagen hatte Perro es aus einem Regentümpel gefischt und einfach mitgebracht. Ein zum Skelett abgemagertes hässliches Bündel Hund. Nicht einzuschätzen, was einmal daraus werden würde, falls es überhaupt durchkam! Den Pfoten nach zu urteilen bestimmt kein kleiner Hund. Mum war alles andere als begeistert gewesen, als Perro damit anrückte. Andererseits war Lissy schon alt, ihre Tage gezählt, und ein Hund wurde gebraucht, um das Haus zu bewachen.

Missmutig starrte ich zu Alice hinüber, deren Umriss sich unter der Decke abzeichnete. Nur ihr Rücken war zu sehen. Und ihr schwarzer Krauskopf mit den beiden dicken Zöpfen, die sie ausschließlich für die Nacht flocht. Tagsüber würde sie sich mit so einer Kinderfrisur nirgendwo blicken lassen! Sie lag auf dem Bauch, beide Arme neben sich ausgebreitet, und atmete gleichmäßig und tief. Kein noch so schrilles Tierkonzert und auch keine Krabbe der Welt würden sie aus ihrem Tiefschlaf reißen, den nur sie sich – außer unserem Vater – an einen Samstagmorgen erlauben konnte.

Draußen klappte eine Tür, dann hörte ich Mums schwere Schritte auf dem Flur. Wie erwartet war sie aufgestanden und auf dem Weg zu Johns Zimmer, der gewöhnlich kurz vor sechs das Haus verließ, um rechtzeitig seinen Militärdienst anzutreten. Heute noch früher, weil die Soldaten die Uferstraße sperren mussten, bis die Krabbenweibchen ihre Wanderung zum Meer und wieder zurück in die Berge hinter sich gebracht hatten. »Mamita!« hörte ich Mums unvermeidlichen Weckruf. Wie immer klang ihre Stimme fordernd, heute aber etwas gedämpft und ziemlich heiser.

Mamita, kleine Mutter. Seit der Geburt meiner Schwester nannte Mum mich so. Dreizehn Jahre war das her. Ich selbst war gerade erst vier gewesen, aber Mum, die auch damals schon für Onkel Raimondos Hotelgäste kochte, hatte mir Alice nach wenigen Wochen bedenkenlos anvertraut. So war aus mir *Mamita* geworden. Windeln waschen, Fläschchen geben, Baby schaukeln ... das volle Programm! Und ich? Ich hatte mich geradezu darum gerissen und war stolz gewesen. Sehr sogar. Wie sich die Zeiten ändern! *Maimta*, noch immer schien Mum mir diese Rolle zuzuschreiben. Es war wie ein Stempel, ich glaube, sie sah es als Gütezeichen, aber ich hätte mich gern davon befreit.

Gedankenverloren drehte ich an meinem rechten Ohr und kämpfte gegen das lähmende Gefühl an, das mich seit Tagen immer häufiger beschlich. Was war eigentlich los? Warum konnte ich mich nicht wirklich freuen, endlich zu Hause zu sein? Warum nur hatte ich das Gefühl, als ob alles unecht war und ich im falschen Leben steckte?

Wieder Türklappern, dann das Klatschen nackter Füße auf dem Flur. Dieses Mal war es John. Ich stellte mir vor, wie er mit geschlossenen Augen zur Dusche schlappte. Er brauchte morgens mindestens eine halbe Stunde, um einigermaßen wach zu werden. Wasser prasselte in die Duschwanne, gleich darauf hörte ich John heftig fluchen. »Verdammte Biester!« Das Prasseln verstummte und mein Bruder tobte. Wahrscheinlich waren ein paar der Viecher durch die Belüftungsluke gekrabbelt und in die Dusche gerutscht. Bei der Vorstellung, wie der nackte, noch schlaftrunkene John von einem Bein auf das andere hüpfte und verzweifelt um sich schlug, musste ich unwillkürlich lachen. Ich erinnerte mich, dass er vor Jahren einmal völlig außer sich geraten war, weil ihn eine Krabbe vom Boden der Toilette aus angestiert hatte, als er gerade pinkeln wollte.

Ich stand auf und lief zu dem kleinen wackligen Frisiertisch,

wo ein langes Holzlineal bereit lag, mit dem ich mich bewaffnete. Wenn ich für einen Augenblick das Fenster öffnete, um die stickige Luft aus dem Zimmer zu vertreiben, brauchte ich es zur Abwehr gegen die Krabben. Das Lineal schon zum Schlag erhoben, schaute ich kurz in den Spiegel. Nicht besonders attraktiv, was ich da sah! Mein Haar ist genauso kraus wie das von Alice. Ich ließ es wachsen und am Vorabend war ich zu faul gewesen, es zu flechten. Deshalb stand es auf der einen Seite in allen Richtungen ab und auf der anderen war es platt gelegen. Vorerst würde ich ein Tuch darüber binden müssen, um Mum diesen Anblick und mir ihre Vorhaltungen zu ersparen. Für die mühsame Prozedur des Kämmens blieb keine Zeit mehr. Ich rieb mir die Augen, die vor Müdigkeit brannten. Das bin gar nicht ich!, dachte ich unwillig und wandte mich schnell ab, um mich anzuziehen. Als ich in meine Jeans stieg, hörte ich die Haustür ins Schloss fallen. John war gegangen.

Wenig später warf ich einen Blick in den Flur, an dessen Ende Mum energisch einen Besen vor sich her zur geöffneten Haustür schob, um einen zappelnden Krabbenhaufen hinauszufegen. Eine Weile blieben meine Augen an ihrem breiten Rücken hängen, bevor ich mich aufraffte und »Morgen, Mum!« rief. Sie schloss rasch die Haustür und drehte sich um. »Morgen, Mamita«, krächzte sie. Es folgte ein heftiger Hustenanfall, was augenblicklich dazu führte, dass etwas von der schlechten Laune zurückkehrte, die mich angesichts der selig schlafenden Alice befallen hatte.

In regelmäßigen Abständen, besonders zur Zeit der Mandelblüte, leidet Mum unter einem scheußlichen Katarrh. Dann bekommt sie kaum Luft, ihre Augen tränen wie verrückt und die Nase trieft. Es war schon klar, dass sie mir unter diesen Umständen noch mehr Arbeit in der Küche aufbrummen würde. Möglicherweise würde sie im Verlauf des Tages sogar ganz ausfallen. Und das am Wochenende, wo nicht nur Touristen, sondern auch die Insulaner zum Essen kamen. Bestimmt würde es heute wegen

der Krabben großen Andrang geben! Keuchend stampfte Mum auf mich zu, um mir kurzerhand den Besen in die Hand zu drücken. »Mach du bitte weiter! Ich geh schon mal rüber.« Ich nickte und schielte zur Decke hinauf, wohin sich eine Krabbe verirrt hatte. »Im Bad sind auch noch welche! Und vergiss nicht, nachher alle Türen zuzumachen!« Ja, ja schon gut!, dachte ich gereizt. »Heute Nachmittag kommt ein Ehepaar aus Amerika. Raimondo hat gefragt, ob du dich um die beiden kümmern kannst. Er muss die Pipelines reparieren.« Ihre Worte erstickten in einem weiteren Hustenanfall, und bevor ich eine Chance hatte zu antworten, verließ sie das Haus.

Ich umschloss den Besenstiel mit hartem Griff. Zuerst wollte ich die lästigen Eindringlinge aus dem Badezimmer verjagen. Der Gedanke, dass meine wenigen freien Stunden am Nachmittag nun auch noch verplant waren, machte mich wütend. Eigentlich war ich mit Enzo verabredet.

Am liebsten hätte ich zuerst Alice aus dem Bett gefegt. Stattdessen marschierte ich gehorsam zum Duschbad und haute dort ein paar Mal mit dem Besen gegen die Wand, so dass die Krabben auf den Boden plumpsten. Einige landeten auf dem Rücken. Angewidert betrachtete ich die unzähligen sandkorngroßen schwarzen Eier, die an ihren Bäuchen pappten und Fischgestank verbreiteten. Nicht gerade sanft, aber doch so, dass ich die Tiere nicht verletzte, beförderte ich sie über den Flur zur Haustür.

Man muss sie ihre Brut zum Meer bringen lassen, wo sie, wenn alles gut geht, innerhalb von vier Wochen in den Wellen heranwächst. Erst, wenn die Krabbenweibchen ihre Aufgabe erfüllt haben und vom Strand zurückkommen, darf man einen Teil von ihnen einfangen und in den Kochtopf werfen. Bevor ich das Haus verließ, hob ich noch einmal den Kopf. Die Krabbe an der Decke hatte sich keinen Millimeter vom Fleck gerührt. Sollte sie doch bleiben, wo sie war! Ein kleiner Morgengruß an Alice ...

Draußen blieb ich kurz stehen.

Um dem Ansturm der Krabben auszuweichen, hatten die Hunde sich zwischen die riesigen Wassertonnen neben dem Haus verkrochen. Nur Lissys brauner Hintern war zu sehen, ihr langer Schwanz schlug ein paar Mal freudig auf und ab, als sie mich hörte. Sie war Johns Hündin, hing ihm immer an der Fersen und nur, wenn er nicht da war, begnügte sie sich auch mit mir. Um Alice jedoch, die keine Hunde mag und sie das allzu deutlich spüren lässt, machte sie gewohnheitsmäßig einen Bogen.

Wie immer nach einer Regennacht war der Himmel jetzt glasklar. Noch hatte die Sonne unsere Seite der Insel nicht erreicht, aber ihr heller Widerschein ließ das nasse Grün der Bäume wie von innen leuchten. Ein fantastischer Anblick, den ich während meiner Abwesenheit vermisst hatte und den ich, ehrlich gesagt, auch jetzt manchmal vermisse. Ich weiß nicht, wie ich es beschreiben soll. Dieses indirekte Licht, das die Farben so unwahrscheinlich intensiv macht, dass man sie tief in sich fühlen kann. Eine Weile ließ ich es auf mich wirken und sog die milde, regenfrische Luft ein. Vom Meer wehte mir ein kühler, sanfter Wind ins Gesicht. Es war so ein ‚Noch‘ Augenblick, wie ich es nenne. Noch still und irgendwie vielversprechend. Voller unbekannter Möglichkeiten. Noch nichts da, was einen ablenken könnte. Keine Stimmen, keine Musik, kein Mopedknattern. Kein Kommando ‚Tu dies, tu das!‘ Und noch nicht heiß. Ewig hätte ich so stehen bleiben können, aber ... Mum wartete auf mich.

Vor meinen Füßen wimmelte es von schwarzen Panzern. Also versuchte ich mir den Weg auf dem kurzen Gang vom Wohnhaus bis zur Restaurantterrasse frei zu fegen. Unsere Terrasse steht auf einem hölzernen Gestell, hoch genug, dass die Flut sie bei stürmischer See nicht überspülen kann. Als ich nach oben blickte, sah ich Perro dort hantieren. Auch er war mit einem Besen bewaffnet, dessen Stiel jedoch kraftlos in seiner Hand baumelte. Perro schon

so früh auf der Terrasse anzutreffen, überraschte mich nicht. Immer, wenn er in einer unserer Hängematten übernachtet hatte, half er am nächsten Morgen beim Säubern und stellte Tische und Stühle für die Gäste auf. Zum Lohn brachte ihm Mum gewöhnlich einen extrastarken Kaffee, dazu eins ihrer selbst gebackenen Kokosnussbrote und manchmal sogar ein gebratenes Ei. Das war mehr, als ich zum Frühstück erwarten konnte. Langsam stieg ich die Treppe hinauf.

Wie üblich hatte Perro seine grünweiß gestreifte Baseballhose an, ein abgelegtes Kleidungsstück von Dad, das Mum ausrangiert und Perro überlassen hatte. Die Hose war ihm viel zu groß, so dass statt der Waden nur die dünnen Knöchel seiner zu einem großen O gebogenen Beine zu sehen waren. Um ihren Bund hatte er einen Bootsstrick geschlungen, damit sie nicht rutschte. Darüber trug er ein schmutziges weißes T-Shirt, bedruckt mit dem Kopf des liberalen Kandidaten für die Bürgermeisterwahl, die vor kurzem stattgefunden hatte. Unter dem Portrait war in dicker, roter Leuchtschrift der Name ‚Ronald‘ zu lesen, außerdem das Wahljahr und die Nummer, die man ankreuzen sollte. Perro war barfuß. Sein ungleiches Paar alter Schuhe, einer braun, der andere schwarz, lag neben einer leeren Rumflasche in einer Ecke der Terrasse. Alle Zeichen sprachen dafür, dass er wieder zu viel getrunken, vermutlich auch gekifft hatte. Sonst war er nämlich flink wie eine Ratte, jetzt aber konnte er die Füße kaum vom Boden heben und bei jedem Schritt schwankte er bedenklich. Mit hängenden Schultern, das Kinn an der Brust, schob er den Besen vor sich her und richtete ihn halbherzig gegen die Krabben. Staub und trockene Blätter klebten in seiner verfilzten Afromähne.

Du musst wissen, dass Perro, der eigentlich Luciano heißt, als junger Mann von der Insel weggegangen war, um auf dem Festland zu studieren. Er war sehr lange fort geblieben, angeblich irgendwann sogar ziemlich reich geworden, doch eines Ta-

ges plötzlich wieder aufgetaucht, mit nichts in seinen Taschen, äußerlich und innerlich ein Wrack. Niemand hatte ihn zunächst erkannt. Seitdem nennen ihn alle Perro, das bedeutet ‚Hund‘, und es wuchern die wildesten Gerüchte über ihn. Einige Leute, darunter auch mein Großvater, behaupten, Perro besäße magische Kräfte. Er sei einige Jahre auf Jamaika gewesen und habe dort bei einer Zauberin gelebt, die ihn mithilfe eines Tranks unverletzbar gemacht habe. Außerdem könne er sich in jedes x-beliebige Tier verwandeln. In einen Skorpion zum Beispiel, der durch die kleinsten Lücken in die Häuser schlüpft, um seine Feinde zu vernichten. Besonders dieser Ruf trug dazu bei, dass man ihn meist in Ruhe ließ, ihm sogar seine Diebereien nachsah.

Ich hielt nicht viel von solchem Aberglauben. Perro benahm sich zwar oft sonderbar, doch ich war überzeugt, dass daran nur der Alkohol und die Drogen schuld waren. Manchmal allerdings entdeckte ich eine Glut in seinen Augen, die auch mich erschreckte. Dann wurde ich unsicher. »Hi, Perro, was geht ab?«, rief ich. Er ließ den Kopf hängen. Schaute mich nicht an. Nuschelte bloß: »Hi, Big Ce.«

Keiner auf der Insel außer Enzos Frau Carlotta nennt mich Cynthia. Auch daran musste ich mich erst wieder gewöhnen. Perro schlurfte im Schneckentempo an mir vorbei. »Mädchen, Mädchen«, stöhnte er. Seine Stimme matt und eigenartig weich, ohne jeden Klang. »Ich sag's dir, diese Scheißmoskitos heute Nacht. Schlimm, schlimm. Jesus Christ! Kein müdes Auge hab ich zugegan!« Demonstrativ rieb er sich mit dem Besenstiel über die spindeldürren Arme, deren Haut rissig und mit blutigen Stichen übersät war, dann fegte er weiter. Ich wusste genau, dass er über seinen wahren Zustand hinwegtäuschen wollte und ab jetzt kein Sterbenswort mehr von sich geben würde, bis die erste Tasse Kaffee ihn zum Leben erweckte.

»Ich sehe schon, du wirst heute richtig Kohle machen«, be-

merkte ich mit Blick auf die Krabben. Unerwartet wandte er sich noch einmal um und nickte mir mit einem verschmitzten Komplizenlächeln zu, das seinen dichten, grauen Krausbart teilte und die riesige Lücke zwischen den Schneidezähnen sichtbar werden ließ.

Wir würden beide gleich einen großen Mehlsack holen und ihn bis oben hin mit den vom Meerwasser rein gewaschenen Krabben vollstopfen. Wir würden versuchen, so viele wie möglich zu erwischen, bevor sie vor der Sonne zurück in die Berge flohen. Noch ein paar Tage lang würde das so gehen. Nacht für Nacht verließen die Weibchen ihre Höhlen, um das Meer in aller Herrgottsfrühe zu erreichen, legten ihre Eier ab und wanderten zurück. Danach kehrte erst einmal Ruhe ein, bis – wenn alles gut ging – die Jungen, fingernagelgroß, aus dem Wasser kamen und ihren Müttern in die Berge folgten. Solange die Mütter unterwegs waren, würden wir täglich die Gelegenheit nutzen, einen Sack voll Krabben einzufangen, deren zartes, faszinierendes Fleisch als ganz besondere Delikatesse galt. Mum verwöhnte ihre Gäste damit und Perro konnte es für gutes Geld an andere Restaurants loswerden. Oder an Händler, die es per Flugzeug auf die Nachbarinsel transportierten. Achtzehntausend Pesos das Kilo. Für Perro ein Vermögen!

Die Krabbenweibchen hatten sich am Meeresufer aufgereiht. Ihre Scheren himmelwärts erhoben wackelten sie mit den Hinterteilen, damit die Kleinen schlüpfen konnten. Verrückt sah das aus, wie einstudiert, und ich fragte mich, was wohl in ihnen vorging, was sie dazu brachte, jedes Jahr so einen Tanz aufzuführen. Und wie das alles zwischen ihnen reibungslos funktionieren konnte. Folgten sie vielleicht irgendeinem Plan? Die ersten waren bereits im Gegenstrom zu den anderen auf dem Rückmarsch in die unwegsamen, ewig grünen Vulkanberge.

Am liebsten wäre ich ins Haus gerannt, um meine Videokamera zu holen, die mir Dad zum Highschool-Abschluss geschenkt hatte. Doch ich bremste mich. Mum würde garantiert sauer re-

agieren, wenn ich auf diese Weise meine Zeit verplemperte. Jetzt steckte sie den Kopf aus der kleinen, an die Terrasse grenzenden Küche. Ihre runden, dunkelbraunen Wangen glänzten. »Wie weit seid ihr?«, fragte sie. »Ciano, kannst du mir nachher ein paar Kokosnüsse bringen?«

»Ja, Mam!«, antwortete Perro prompt. Ruckartig hob er den Kopf und seine Schultern strafften sich. Jedes Mal, wenn Mum in seine Nähe kam, schien er plötzlich ein anderer zu werden. Obwohl er etwas älter ist als sie – Mitte vierzig, schätze ich, – verhielt er sich in ihrer Gegenwart beinahe ehrfurchtsvoll. Sie gehörte zu den wenigen Leuten auf der Insel, über die er niemals ein gehässiges Wort verlor. Dabei war er berüchtigt für seine unverschämte Art und bitterböse Zunge. Doch in Mums Beisein verstummte er, wurde fast scheu. Ich hatte nie darüber nachgedacht. Perro war eben Perro. Seit ich mich erinnern konnte, war er überall und nirgendwo. Oft blieb er tagelang wie vom Erdboden verschluckt und niemand hatte einen blassen Schimmer, wo er sich gerade aufhielt.

Als Mum ihn jetzt anlächelte, verflog der gequälte Ausdruck von ihrem Gesicht. Verblüfft stellte ich fest, wie sehr sie das veränderte. In letzter Zeit hatte ich Mum nie so lächeln gesehen. Trotzdem dachte ich mir nichts dabei. Ahnungslos, wie ich war, kam ich nicht auf die Idee, dass sich hinter dem selbstverständlichen Einvernehmen der beiden etwas verbergen könnte. Nicht nur in dieser Hinsicht war ich absolut ahnungslos.

»Ich brauche viele Kokosnüsse für das Krabbenessen heute Abend«, betonte Mum. »Wird höchste Zeit, dass Ophelia kommt! Und du, Mamita, beeil dich, dass du mit dem Fegen fertig wirst, dich brauche ich nämlich in der Küche!«

Kurz vor neun, eine halbe Stunde zu spät und nur wenige Minuten, bevor das Restaurant geöffnet wurde, tauchte Ophelia

endlich am Ende der Bucht auf. Perro war inzwischen etwas munterer geworden und bemühte sich, die restlichen Krabben einzusammeln, die sich unter Tischen und Stühlen verkrochen hatten. Mit einem langen Stock hielt er sie am Boden fest, bevor er sie packte und in seinen Sack schleuderte, der schon fast überquoll. Ich hatte meine Beute in der Küche abgeliefert und stand hinter der Theke, wo ich auf Onkel Raimondos Hotelgäste wartete. Von dort aus konnte ich den größten Teil der Bucht überblicken. Außer Ophelia war noch kein Mensch zu sehen, aber weiter draußen näherten sich ein paar Fischerboote und zwei Kolibris schossen wie Tagsterne Flügel wirbelnd aus dem Mandelbaum neben unserem Haus hervor. Sehr ruhig und spiegelglatt war das Meer, wechselte je nach Wassertiefe seine Farbe: von Zartblau zu Dunkelblau, Smaragdgrün neben leuchtendem Türkis. Eine Aussicht, die Touristen regelmäßig in helle Begeisterung versetzt. Ich selbst habe sie so lange Zeit überhaupt nicht wahrgenommen – was man ständig vor der Nase hat, nutzt sich ab, wird ein Gewohnheitsding –, doch in diesem Augenblick sah ich unsere Bucht mit den Augen einer Fremden.

Ophelia stapfte, in einer Hand ihre Gummilatschen, in der anderen einen Eimer schwenkend, quer über den Strand auf unser Haus zu. Ihr enorm breiter Hintern war in einen kurzen, giftgrünen Satinrock gezwängt. Wie kann sie nur!, dachte ich geringschätzig. Ja, ich gebe zu, dass ich Ophelia nicht besonders mochte. Ihre laute, schrille Art nervte mich. Außerdem klatscht und tratscht sie wie keine zweite Frau auf der Insel. Man muss auf der Hut sein, wenn sie in der Nähe ist. Auch Mum war das klar, doch an manchen Tagen konnten wir auf Ophelia nicht verzichten. Für sehr wenig Geld, manchmal auch nur für eine gute Mahlzeit, half sie bei uns aus. Inzwischen aber, nach allem, was passiert ist, darf sie unser Haus nicht mehr betreten.

Völlig aus der Puste erreichte sie die Terrasse, schnappte nach

Luft wie ein Fisch nach Futter und kletterte erstaunlich behände über einen kleinen Felsvorsprung zum Restaurant hinauf. Auch sie trug das weiße T-Shirt der vergangenen Wahl, allerdings prangte auf ihrem ein anderer Kopf als auf Perros, nämlich der des bisherigen Amtsinhabers Alexander, der die Wahl verloren hatte und ein enger Freund meines Vaters war. Seit der Niederlage war Dad schlecht gelaunt. Kein Wunder, denn er hatte sich im Wahlkampf eingesetzt, als ginge es um seinen eigenen Sieg.

»Was willst du denn schon wieder hier?!«, fauchte Ophelia Perro an, der gerade den Sack voller Krabben mit einem Seil sorgfältig verschloss. »Musst du immer überall rumhängen?« Dass Ophelia sich, kaum angekommen, sofort auf Perro stürzte, war nicht neu. Die beiden sind um tausend Ecken miteinander verwandt wie viele Leute auf der Insel und zanken sich andauernd. Perro legte seine Stirn in Falten, rollte mit den Augen und stierte auf Ophelias Rock. »Oh Mann«, stöhnte er. »Du hast aber wirklich was zu bieten!«

»Hau bloß ab, blöder Hund!«, keifte sie.

»Immerhin bin ich kein Müllfresser«, erwiderte er kalt und richtete seinen Blick auf den Eimer. Mir war sonnenklar, was er meinte, und Ophelia wusste es natürlich auch. Wie immer würde sie nach getaner Arbeit in ihrem Eimer Fischabfälle für eine Suppe oder Schweinefutter nach Hause schleppen. »Geh mir aus dem Weg!«, fauchte sie und wollte sich an ihm vorbeischieben. Doch er wölbte die Brust und rückte, aufreizend mit den Schultern wackelnd, nah an sie heran. »Hier, guck dir den mal richtig an! So sieht nämlich ein Gewinner aus!« Grinsend schlug er sich an die Brust und seinem Wahlkandidaten Ronny auf die Stirn, dann schnellte seine Hand nach unten und landete auf Ophelias Po. Mit einem Aufschrei packte die den Besen, um auf Perro loszugehen, doch der drehte ab, warf den Sack über seine Schulter und machte einen Satz zum Strand hinunter.

»Verpiss dich, du elender Bastard!«, kreischte Ophelia hinter ihm her. »Wart du bloß! In vier Jahren ist Xander wieder dran. Und dann wirst du gut verpackt aufn Schiff verladen. Falls du dann überhaupt noch lebst, so wie du jetzt schon aussiehst. Gammler wolln wir nämlich nicht!«

Die Faust im Triumph erhoben rannte Perro zum Ufer hinunter. Ich sah ihm nach, wie er leichtfüßig am Meer entlang hüpfte – der Sack auf seinem Rücken hüpfte mit – es sah zum Schreien aus und ich musste mich beherrschen, um nicht laut loszuprusten.

Zwei amerikanische Studenten und eine Gruppe italienischer Taucher waren zu der Zeit Onkel Raimondos Hotelgäste.

Unsere Insel zieht Touristen an, die das Besondere suchen. Vor allem bei Tauchern und Schnorchlern gilt sie als Geheimtipp. Zwar kommen jedes Jahr ein paar Touristen mehr, trotzdem ist der große Ansturm bisher ausgeblieben. Wenn du mich fragst, wird sich daran auch in Zukunft nicht viel ändern. Die Abgelegenheit der Insel macht es schwierig hinzukommen, außerdem ist sie so klein, dass man sie an einem halben Tag zu Fuß umrunden kann. Kein Platz für größere Hotelanlagen, was die meisten Insulaner auch nicht wollen. – Eins der letzten Paradiese sei die Insel, hört man die Touristen häufig sagen. Doch sie kennen nur die Außensicht, sehen das, was sie sehen wollen. Klar, wer wünscht sich nicht, im Paradies zu sein? Sogar ich versuche, wenn ich Heimweh habe, alles Hässliche und Dunkle auszublenden, stelle mir dann nur die schönen Seiten vor: leuchtend grüne Krater zwischen Meeresblau und Himmelblau, umringt von weißen Stränden, an die sich unsere bunten Häuser reihen, Boote manchmal bis zum Rand gefüllt mit Fischen, Pferderennen in der Bucht, das Glühen eines Sonnenuntergangs ...

Dass die beiden amerikanischen Studenten an diesem Mor-

gen verschlafen und nicht zum Frühstück erschienen, wunderte mich nicht. Ich hatte sie nämlich am Vorabend im El Cangrejo, der einzigen Diskothek der Insel, getroffen, wo sie bis kurz vor Mitternacht getanzt und reichlich Kuba Libre getankt hatten. Ihr Urlaub ging zu Ende. Ich hatte mitbekommen, wie sie zwei Gasolineras zu einer Mopedtour rund um die Insel mitgenommen hatten und ... wer weiß, wo sie gelandet waren. Gasolineras nenne ich die Mädchen, die keine Gelegenheit auslassen, auf dem Rücksitz eines Mopeds abgeschleppt zu werden. Vorzugsweise von Touristen.

Die italienischen Taucher dagegen kreuzten ungewöhnlich früh, gleich nach Ophelias Ankunft bei uns auf. Vermutlich, um noch etwas von der Krabbenwanderung mitzukriegen. Jedenfalls gerieten sie völlig aus dem Häuschen, als sie auf der Restaurantterrasse ein paar Nachzügler entdeckten. Einer nahm Perros Stock, angelte ein dickes Exemplar, hängte es an den Scheren auf und ließ sich in Siegerpose knipsen. Und plötzlich drehten auch die anderen auf, jeder wollte unbedingt so ein Foto haben. Das Frühstück zog sich furchtbar in die Länge und ich musste pausenlos für ihre Extrawünsche in die Küche rennen. Mozzarella wollten sie. Weintrauben oder Mandarinen. Und Papayasaft. Die Mandarinen waren noch nicht reif. Man musste sie wie die meisten Früchte vom Festland kommen lassen, was viel zu lange dauert und vor allem viel zu teuer ist. Was fiel den Touristen ein? Glaubten sie, dass man alles, was man wollte, einfach so verlangen konnte? Ich musste mich beherrschen, um ihnen nicht zu zeigen, was ich dachte, und war heilfroh, als sie endlich lärmend abgezogen waren.

Völlig aus der Puste sackte ich auf einen Stuhl und stierte auf das Schlachtfeld, das sie hinterlassen hatten. Mir reichte es! Dass Ophelia mir einen mörderischen Blick zuwarf, ignorierte ich. Über unseren Mandelbäumen stand die Sonne schon fast senkrecht. Mir war heiß, ich hatte Durst. Auf der Suche nach Enzo wanderten meine Augen zur Tauchschule hinüber, die etwa fünf-

zig Meter entfernt von unserem Restaurant liegt. Ein kleines, hölzernes Einraumhaus, in dem sich ein Büro befindet, daneben ein angebauter Schuppen, wo die Tauchausrüstungen lagern. Enzo rechnete damit, dass ich nachmittags mit ihm und einer Anfängergruppe zu einem der Korallenriffe hinausfahren und ihm beim Unterricht helfen würde. Ich musste ihm absagen. Doch er war nirgendwo zu sehen.

Es ist übrigens ziemlich ungewöhnlich, dass ich Tiefseetauchen kann. Kurz vor meiner Internatszeit war Enzo als Tourist gekommen und hatte mehrere Wochen lang als einziger Gast in Onkel Raimondos Hotel gewohnt. Wahrscheinlich hatte er aus purer Langeweile mir und John während dieser Zeit das Tauchen beigebracht. Mum geriet darüber außer sich, kriegte beinahe einen Kollaps. Ein Mädchen, das taucht, unmöglich! Bei uns tauchen nur die Männer, und zwar ohne jede Ausrüstung. Einige von ihnen sogar bis zu vierzig Meter tief. Enzos Aufwand beim Tauchen, die Tauchanzüge, Pressluftflaschen und Flossen, fanden die meisten Leute anfangs lächerlich. Wie üblich gab es viel Palaver, nur mein Vater reagierte anders.

Das habe ich so an ihm bewundert! Seine Aufgeschlossenheit für alles Neue. Ohne Wenn und Aber brachte er für mich das Schulgeld auf, als ich unbedingt in ein Internat auf dem Festland wollte. Er schenkte mir die tolle Kamera und hatte nichts dagegen, dass ich tauchte. Und er war es auch, der Enzo überredete, eine Tauchschule in unserer Bucht zu eröffnen. Sogar das Anfangskapital gab er ihm und stieg so ins Tauchgeschäft mit ein. Zu einem Teil gehört die Schule also ihm.

Inzwischen hatten sich die ersten Italiener am Ufer neben dem Schnellboot eingefunden, das dort vor Anker lag, um sie zu den Tauchgründen zu bringen. Ihre Gestalten zeichneten sich scharf gegen die makellos blaue Wand des Himmels ab.

Ohne Eile räumte Ophelia die Tische ab. »Was sitzt du rum!«,

zischte sie mir zu. Die Tür zur Küche stand weit offen und ich hörte Mum drinnen husten. Kurz entschlossen sprang ich auf. »Ich muss kurz zu Enzo rüber!«, rief ich. Laut genug, dass auch Mum es hören konnte. »Bin gleich wieder da!« Und bevor eine von beiden mich aufhalten konnte, war ich weg.

Neben der Tauchschule fand ich Carlotta in ihrer Hängematte vor. Vollkommen in ein Buch vertieft, die Augen hinter ihrer Sonnenbrille versteckt, lag sie da und schaukelte sacht hin und her. Zuerst bemerkte sie mich nicht, doch als ich näher kam, nahm sie die Brille ab und ließ das Buch auf ihre Beine sinken. »Das hier lese ich jetzt schon zum zweiten Mal!«, seufzte sie. »Der Nachschub lässt mal wieder auf sich warten. Hi, Cynthia, machst du gerade Pause?«

Carlotta ließ sich regelmäßig Romane aus Italien schicken. Doch die Post ist bei uns viel zu lange unterwegs und manchmal kommt sie gar nicht an. Bücher, die man nur zum Vergnügen liest, sind eine Seltenheit. Wie alle Luxusgüter muss man sie mit dem Schiff vom Festland kommen lassen. Bei Dioncios, unserem Supermarkt, kriegt man nur, was unentbehrlich ist. Auch mir fehlten neue Bücher, denn ich lese für mein Leben gern.

»Nein, ich will Enzo nur kurz sagen, dass ich heute Nachmittag nicht kann«, erklärte ich. »Ist er da?« Carlotta nickte. »Er ist im Büro«, sagte sie und nahm ihr Buch wieder auf.

Die Tür des kleinen Hauses war geschlossen, das Fenster jedoch weit geöffnet. Enzo saß in Badeshorts am Schreibtisch und kehrte mir den Rücken zu.

Ich weiß nicht, warum ich ihn nicht sofort ansprach, warum ich eine ganze Weile stumm am Fenster stehen blieb und auf seinen tiefbraunen mageren Rücken starrte, wo jeder einzelne Wirbel hervortrat. Eine zackige Linie, die sich vom Hals bis zum Kreuz hinunterzog. Schweißperlen rannen aus dem kurzen, weiß-blond gefärbten Haar, setzten sich auf der Schulter ab. Wie immer

war Enzo von einer dicken Rauchwolke umgeben und in dem gläsernen Aschenbecher neben ihm häuften sich filterlose Kippen. Auf seinem Computer war eine E-Mail Seite geöffnet, in die er völlig vertieft schien. Blind tastete er nach einer großen Tasse und führte sie zum Mund. Genau in diesem Augenblick begann das Faxgerät zu tickern.

»Hi, Enzo!«, rief ich, um mich bemerkbar zu machen. Mit einem Knall setzte er die Tasse ab, fuhr herum und baute sich in der Fensteröffnung auf. Über seine Nickelbrille, die ihm auf der Nasenspitze hing, traf mich ein scharfer Blick. »Was willst du?!«, blaffte er mich an. Ich erschrak. Den schroffen Ton kannte ich zwar schon, (manchmal fuhr er seine Frau so an), doch ich war bisher verschont geblieben. Sein Blick, den ich nicht deuten konnte, schüchterte mich ein. Ich stammelte herum, entschuldigte mich für die Störung und erklärte ihm, dass ich nur gekommen sei, um abzusagen. Versprach, dass ich mich melden würde, sobald ich wieder mit ihm rausfahren könnte. »Schon gut«, lenkte er ein und rückte seine Brille zurecht. Ihre runden Gläser ließen sein hageres Gesicht etwas weicher erscheinen, aber um seinen Mund lag ein mürrischer Zug. »Macht nichts, wenn du heut' nicht kannst. Ich komm' schon klar.« Dann hob er kurz die Hand und ich fühlte mich entlassen. Erst, als ich wegging, gab er seinen Posten auf.

Im Nachhinein denke ich, dass es an diesem Tag eine Reihe von Momenten gab, die mich hätten stutzig machen müssen. Doch sie erreichten mich nur unterschwellig, wie ein falscher Ton, den man wahrnimmt, ohne den Zusammenhang zu kennen. Noch viel zu sehr damit beschäftigt, im Alltag wieder Fuß zu fassen, kam ich nicht auf den Gedanken, dass etwas faul sein könnte.



Hanna Jansen, geboren 1946, war Lehrerin, spielte Theater und leitete Literaturwerkstätten. Sie ist Autorin mehrerer Romane, darunter *Über tausend Hügel wandere ich mit dir* (Thienemann, 2003). Das Buch wurde u.a. mit dem Buxtehuder Bullen und in den USA mit der Goldmedaille des „Independent Publisher Book Award“ ausgezeichnet. Zuletzt erschien ihr Jugendbuch *Herzsteine* im Peter Hammer Verlag. Elf Kinder aus aller Welt fanden bei Hanna Jansen und ihrem Mann ein neues Zuhause. Das Leben mit ihrer Großfamilie gibt ihr die Impulse für ihre Romane. www.hannajansen.de

Leseprobe aus:

Hanna Jansen
ZEIT DER KRABBEN
Roman
Ca. 220 Seiten, gebunden
ISBN 978-3-7795-0477-1

Erscheint Juli 2013

Nach dem High School Abschluss auf dem Festland
kommt Cynthia zurück auf ihre Insel in der Karibik.
Ein kleines Paradies eigentlich: weiße Strände, Palmen,
ein Traum für jeden Touristen. Doch was Cynthia sieht
und erlebt in diesen Wochen der Krabbenwanderung,
hat wenig von einem Paradies.